

sie seit dreißig Jahren alles auf einmal sagen, alles, was sie vom Lager weiß, ohne Rücksicht auf ihre persönliche Chronologie: Was die anderen deportierten Frauen gewusst und gesagt haben, die Enthüllungen des Prozesses 1947 in Hamburg, die Forschungsarbeiten der Historiker, alles muss sie aufnehmen, rekonstruieren, um es zu vermitteln, um der Absolutheit des Vergessens, der gähnenden Leere vernichteter Archive entgegenzutreten; aber in der Dringlichkeit, von den Ereignissen zu sprechen, sie zu durchwühlen und vor dem Tod vollständig zu offenbaren, wurde dennoch eines vergessen: sie, Suzanne Langlois. Sie, die während der ganzen Deportation und während der Schwangerschaft im Lager an einer besonderen, ständig verschobenen Frontlinie zwischen Nichtwissen und Erkenntnis stand, wobei das Nichtwissen immer neuen Raum einnahm.

Die gewohnten Sätze lassen sich nicht mehr aussprechen. Weder »Wir gehen bis zum Lager Ravensbrück«, wegen des unbekanntem Namens, noch »Wir kommen in die Quarantäne«, denn dieser Block hatte nur in den Augen der erfahrenen Häftlinge eine Funktion. Auch nicht »Um 3.30 Uhr höre ich die Sirene«, denn sie hatte keine Uhr mehr. Unmöglich zu sagen, »Es gab ein Kinderzimmer«: Sie hat nichts davon gewusst, bevor sie ihr Kind dort gelassen hat. Schmerz steigt auf, eine Trauer. Die gelebte Geschichte hat keinen möglichen Anfang mehr. Und selbst wenn es eigene Bilder gibt, ist die Geschichte, die man erzählt, immer die eines anderen.

Wegen des Splitters in ihrer Geschichte schweigt Suzanne Langlois. Sie geht nach Hause, sie wird ein anderes Mal wiederkommen. Oder nicht. Das bleibt offen.

Könnte sie nur Mila wiederfinden, Mila ohne die Erinnerungen von Suzanne. Mila, ganz in der Gegenwart.

I

Milas Erschöpfung vor dem Lagereingang, vor dem, was sie für den Lagereingang hält, Umrisse hoher Mauern hinter den Scheinwerferstrahlen, die sie zufällig treffen, die hastig gesenkten Lider und die Nadeln, die danach ihre Pupillen durchbohren. Um sie herum 400 Frauenkörper, vom Licht in aufblitzende Fragmente zerschnitten – 400, das weiß sie, sie wurden in Romainville gezählt –, Nacken, Schläfen, Ellbogen, Schädel, Münder, Schlüsselbeine. Das Bellen von Menschen und Hunden; Kiefer, Zungen, Lefzen, Fell, Stiefel, Knüppel im flackernden Licht. Die Blitze, die

Salven von Tönen hindern Mila am Blinzeln, halten sie aufrecht, wie es die Salve eines Maschinengewehrs täte.

Milas Schultern, Wirbel, Hüften brennen wegen der starren Position im Viehwagen, auf der Seite liegen oder auf einem Fuß stehen, vier Tage lang. Ihre Zunge ein Stein im Mund, einmal hat sie den Kopf durch die Luke gesteckt, durch die die Frauen den Urin kippten, und hat den Regen getrunken.

Jetzt wartet sie vor der Schranke. Ihre rechte Hand umklammert den Griff des kleinen Koffers. Im Koffer das Foto ihres Bruders, zweiundzwanzig, im Januar verhaftet, das Foto ihres Vaters vor der Werkbank Rue Daguerre zwischen den Stechbeiteln, Feilen, Ahlen, und die Reste eines Lebensmittelpakets, das sie in Fresnes erhalten hatte, ein Pullover, eine Unterhose, ein Hemd, zwei im Gefängnis gestrickte Strampler. Sie umklammert den